

12 Gewalt und Krieg: Die festgefahrene Aggressionsdiskussion

»Ungeacht aus dem Krieg so viel Übels erwächst, so ist doch vermög Heiliger Schrift, ein gerechter Krieg gar nicht zu verwerffen: Wie dann GOTT mehrmalen dem Moysi, dem David, dem Josue, dem Gedeon und anderen mehr den Befehl gegeben, sie sollen tapffer die Waffen ergreifen, und wider ihre Feinde ausziehen. Gott hat durch den Propheten Samuel den König Saul andeuten lassen: Vade & percutite. 1, Reg, c.2 Er wisse gar wol, was die Amalektiter Volck Israel für Schmach und Unbill haben angethan, daselbiges aus Egypten zogen er solle demnach mit seiner Mannschafft ins Feld ziehen, diese bößhaffte Gesellen beherzt angreifen, und alles umbringen, auch so gar die kleinen Kinder nicht verschonen.«

Abraham a Santa Clara: *Huy und Pffuy der Welt*, S. 554

Gewalt und Krieg – nehmen sie ihren Ursprung in der menschlichen Natur? Über kaum einen Fragenkomplex wurde in den letzten zwanzig Jahren so heftig diskutiert wie über diesen. Und in kaum einer anderen Diskussion vermengten sich so viele emotionelle Werte mit den Versuchen der Wahrheitsfindung. In gewisser Hinsicht sind viele der Diskussionen beispielhaft dafür, wie doktrinäre Festlegungen und die Tendenz zur Polarisierung den Erkenntnisfortschritt behindern.

Für viele Geisteswissenschaftler besteht die Lösung des Aggressionsproblems darin, agonales Verhalten pauschal zu einer üblen Gewohnheit zu erklären. Dabei wird nicht weiter hinter-

fragt, ob es nicht verschiedene Formen aggressiven Verhaltens gibt, von denen einige mehr durch Erziehung, andere mehr durch uns angeborene Programme bestimmt werden. Obgleich ein Blick in die Natur lehrt, daß aggressive Auseinandersetzungen zwischen Artmitgliedern bei Wirbellosen wie Wirbeltieren durchaus die Regel sind, und obgleich der Mensch, wie die Geschichte lehrt, davon durchaus keine Ausnahme macht, flüchtet man sich in den Glauben an die ursprüngliche Friednatur des Menschen. Das ist eine einseitige Sichtweise. Zwar gibt es diese freundliche Seite in jedem von uns, aber wenn wir die andere nicht wahrnehmen, laufen wir Gefahr, im Ernstfall ungenügend vor uns selbst geschützt zu sein. Wir müssen uns auch mit unseren agonalen Neigungen auseinandersetzen – mit dem Bekenntnis zum Frieden allein ist es nicht getan.

Über Aggression wird viel publiziert und wenig geforscht. Die meisten der alljährlich publizierten Bücher haben Bekenntnischarakter. Sie werden von den Verlegern mit der »Neuigkeit« angepriesen, hier werde »die pessimistische Ansicht, die Aggression sei universal und unvermeidbar«, widerlegt. Als ob das nicht ein ganz alter Hut wäre! Als ob Ethologen nicht ausdrücklich darauf hingewiesen hätten, daß der Krieg als solcher ein kulturelles Phänomen ist (Eibl-Eibesfeldt 1975)! Aber offensichtlich konstruiert man einen gegnerischen biologischen Standpunkt, um ihn bekämpfen zu können. Neuerdings kommen sogar von Wissenschaftlern unterzeichnete Stellungnahmen auf den Markt, die sich ähnlich äußern. Was wir aber brauchen, sind nicht Bekenntnisse, sondern Forschung, sonst geht die Aggressionsforschung den gleichen Weg wie die Friedensforschung, die sich im wesentlichen in Denkschriften und Anklagen erschöpft.

a) *Das sogenannte Böse*

Die Schwierigkeiten beginnen bereits damit, daß Aggression häufig pauschal als »das Böse« verurteilt wird. Damit ist für viele die Frage nach einer eventuellen eignungsfördernden Aufgabe aggressiven Verhaltens von vornherein ausgeklammert und der Weg zu einer rationalen Erörterung des Problems verstellt. Dabei schätzen wir durchaus auch agonale Tugenden wie Mut, Ritterlichkeit und Treue. Daß man seinen Freund nicht »im Stich läßt«, beschreibt die Kampfpartnerschaft, auf die sich diese Redewendung bezieht. Und wenn wir uns in Aufgaben »verbeißen«, dann ist das sicher nicht schlecht. Wir müssen die Probleme, mit denen wir konfrontiert sind, »in Angriff nehmen« und mit ihnen »ringen«, wenn wir sie lösen wollen. In diesem Sinne will auch ich hier zur Attacke schreiten und mich in der Diskussion mit dem Gegner auseinandersetzen – wohlgermerkt: dem Gegner, *nicht* dem Feind. Der Gegner ist Partner im Gespräch, von dem ich auch lernen will, und sei es nur, wo die Quellen unserer allfälligen Mißverständnisse liegen.

Ich beschränke mich auf die Besprechung der innerartlichen Aggression, der Tatsache also, daß bei der Mehrzahl aller Wirbeltiere der Artgenosse bekämpft wird. Ich gehe dabei davon aus, daß ein so weit verbreitetes Phänomen auch Funktionen erfüllt und nicht einfach als pathologische Entartung einzustufen ist. Damit folge ich Konrad Lorenz, der von der innerartlichen Aggression als dem »sogenannten Bösen« spricht.

Die ethologische Forschung der letzten zwanzig Jahre hat gezeigt, daß es bei diesen Auseinandersetzungen um beschränkte Ressourcen geht. Tiere erstreben im aggressiven Wettstreit mit anderen Lebewesen über diese die Dominanz und damit den Vortritt zu Weibchen, die territoriale Absicherung ihrer Subsistenzbasis und überhaupt die Selbstbehauptung in einem ihnen vertrauten Raum mit Zufluchtsmöglichkeiten, Wasserstellen und anderen für das Überleben wichtigen Voraus-

setzungen. In der Gruppe lebende Säuger kämpfen auch um Rangpositionen; hier geht es gleichfalls um Dominanz, die Vortritt zu Ressourcen sichert. Aggression wird schließlich auch instrumental zur Überwindung von Hemmnissen eingesetzt, die sich einem Tier, das ein bestimmtes Ziel verfolgt, in den Weg stellen.

Die Aggression (von lateinisch *aggredi* = herangehen) ist dem Feindverhalten zuzuordnen, zu dem auch das defensive Verhalten und schließlich die Unterwerfung und Flucht gehören. Ohne diese Alternativen würde auch ein guter Kämpfer nicht weit kommen. »Ein Kämpfer, der sich nicht fürchtet, lebt nicht lange«, pflegte Niko Tinbergen zu sagen. Man faßt die der kämpferischen, innerartlichen Auseinandersetzung dienenden Verhaltensweisen unter dem Begriff agonales Verhalten (von griechisch *agon* = Wettstreit) zusammen. Es vereinigt als funktionell zusammengehörig ein Kampfsystem mit den Verhaltensweisen des Drohens und Kämpfens sowohl im Angriff wie in der Verteidigung und ein Fluchtsystem, dem die Verhaltensweisen der Submission und Flucht zuzuordnen sind.

Ein bemerkenswerter Zug innerartlicher Auseinandersetzungen ist die Tatsache, daß die Kämpfe vielfach zu Turnieren abgewandelt sind. Wir erwähnten als Beispiel die Turnierkämpfe der Meerechsen. Bereits bei den Reptilien gibt es also stammesgeschichtlich entwickelte »Konventionen«, Turnierregeln gewissermaßen, die die Gefahr ernsthafter Beschädigung der Kämpfer herabsetzen. Bereits auf der Reptilstufe gibt es Ritterlichkeit. Im übrigen spielt sich das gesamte Sozialverhalten, wie bereits ausgeführt (S. 28), auf der agonalen Grundlage ab. Reptilien kennen keine Freundlichkeit und keine persönlichen Bindungen. Diese kamen erst mit den Vögeln und Säugern über die Entwicklung der Brutpflege in die Welt und eröffneten den Weg zu höheren Formen geselligen Zusammenlebens, aber auch agonaler Konfrontation auf Gruppenebene. Auf den affiliativen Fähigkeiten basiert letztlich unsere Hoffnung, Lösungen für ein friedliches Miteinander zu finden. Allerdings ist diese

neue Fähigkeit nicht unproblematisch. Das ergibt sich aus der ihrem Ursprung nach familialen Veranlagung zur In- und Outgruppenbildung und führt zu einer Unterscheidung von zwei Klassen von Artgenossen: solchen, die »dazugehören« und zwischen denen Aggressionen wirksam durch eine Art Vertrauensbeziehung gebremst sind, und solchen, die nicht dazugehören. Setzt man sich z. B. im Rangstreit mit Gruppenangehörigen auseinander, dann geschieht dies in deutlich kontrollierter Weise. Gruppenfremden gegenüber sind die sozialen Hemmungen bei kämpferischen Auseinandersetzungen oft weitgehend abgebaut, so daß es auch zum Mord an Mitmenschen kommt. Ihre Tötung kann sogar das erklärte Ziel sein. Der nicht zur Gruppe gehörende Mensch wird fast wie ein Artfremder behandelt.

Die Unterscheidung zwischen Gruppenangehörigen und Gruppenfremden wird über Indoktrination, die bewußt auf eine Dehumanisierung des Feindes hinzielt, verschärft. Man spricht vom Feinde als einem Nichtmenschen oder minderwertigen Menschen, und zwar bereits auf der Stufe der Naturvölker. Das zeigt unter anderem, daß wohl noch gewisse auf Mitgefühl beruhende Hemmungen auch dem Feinde gegenüber vorhanden sind, die der Mensch auf diese Weise zu überwinden sucht. Bei kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Gruppen streben die Kontrahenten zunächst jeweils die Vernichtung des Feindes an. Der Einsatz schnell und oft über Distanz tötender Waffen macht dies auch möglich.

Demnach müssen wir den Krieg als destruktive Gruppenaggression von aggressiven Auseinandersetzungen zwischen Gruppenmitgliedern, etwa im Streit um Rangpositionen, klar unterscheiden. Das hat man nicht immer getan, was Verwirrung stiftete. Der Meinungsstreit geht im wesentlichen um die Frage nach der Dynamik und Genese aggressiven Verhaltens. Konrad Lorenz hat in seinem Buch »Das sogenannte Böse« darauf hingewiesen, daß stammesgeschichtliche Anpassungen das aggressive Verhalten mitbestimmen und daß insbesondere am

Aufbau der aggressiven Handlungsbereitschaft nicht nur Umweltfaktoren, sondern auch uns angeborene motivierende Mechanismen beteiligt sind. Er spricht in diesem Sinne von einem uns angeborenen Aggressionstrieb.

Die Kritik beschränkte sich auf moralisierende Vorwürfe. Sie unterschob Lorenz und anderen Ethologen, mit dem Hinweis auf das Angeborene die Aggression entschuldigen und rechtfertigen zu wollen und damit einem Fatalismus den Weg zu bereiten, denn gegen Angeborenes könne man ja nichts machen – ein völlig unsinniges Argument, mit dem wir uns bereits auseinandergesetzt haben. So schreibt Josef Rattner (1970): »In politischer Hinsicht ist es nicht zu übersehen, daß die grandiose Verharmlosung des Aggressionsproblems für alle wohltuend wirken muß, die sich an den Massenverbrechen der letzten Jahrzehnte beteiligt haben . . . Die Lehre vom ›Aggressionstrieb‹ bietet einer gesellschaftlichen Verschleierungstechnik Vorschub, die dem konservativ-bürgerlichen Denken durchaus entspricht. Der Blick des Betrachters wird von den Mängeln innerhalb der Gesellschaft . . . abgelenkt und richtet sich nur noch auf die hypothetische ›Instinktgrundlage‹ des Menschen, die sich menschlicher Willkür und Einflußnahme entzieht« (S. 35). Ähnlich äußert sich Erich Fromm in der im »Bild der Wissenschaft« (November 1974) publizierte Diskussion »Thesen und Fragen zur Aggressionsforschung«: »Was könnte für Menschen . . ., die sich fürchten und die sich unfähig fühlen, den zur Zerstörung führenden Lauf der Dinge zu ändern, willkommener sein als die Theorie von Konrad Lorenz, daß die Gewalt aus unserer tierischen Natur kommt und einem unzählbaren Trieb zur Aggression entspringt.« Auf dieser nun wirklich simplen Argumentationsebene wird bis zum heutigen Tag argumentiert, so von Gisela Bleibtreu-Ehrenberg (1987), die den Ethologen ebenfalls wieder einmal unterschreibt, sie würden die Aggression für unzählbar halten. Typisch ist, daß sie ganz allgemein anklagt: »Für alle von männlicher Aggression wie auch immer betroffenen Frauen enthält die biologische Lehre von der unabänderli-

chen männlichen Aggression nicht nur keinen Trost für die Gegenwart, sondern selbstredend auch keine Perspektive für eine bessere (gemeinsame) Zukunft« (S. 642).

Ich persönlich kenne niemanden, der in den letzten zehn Jahren eine solche Lehre vertreten hätte. Als biologische Lehre kann man sie nicht anführen, denn sie wird so von den Biologen nicht akzeptiert, wie auch das unten folgende Zitat von Lorenz belegt. Wenn heute jemand Ansichten dieser Art publiziert, dann müßte man ihn nennen und persönlich angreifen. Die Unterstellung, *die* Biologen würden von unzählbarer Aggression sprechen, wird auch durch klischeehafte Wiederholung nicht wahr. Wir haben immer wieder betont, daß der Mensch von Natur zur Selbstbeherrschung geschaffen ist – gewissermaßen Kulturwesen von Natur. Jeder weiß im übrigen um die Triebnatur der Sexualität. Dennoch würde niemand in fatalistischer Weise behaupten, sie sei nicht kultivierbar.

Bereits in dem so oft angegriffenen Buch »Das sogenannte Böse« schreibt Konrad Lorenz zur Aggression: »Wir haben guten Grund, die intraspezifische Aggression in der gegenwärtigen kulturhistorischen und technologischen Situation der Menschheit für die schwerste aller Gefahren zu halten. Aber wir werden unsere Aussichten, ihr zu begegnen, gewiß *nicht* dadurch verbessern, daß wir sie als etwas Metaphysisches und Unabwendbares hinnehmen, vielleicht aber dadurch, daß wir die Kette ihrer natürlichen Verursachung verfolgen. Wo immer der Mensch Macht erlangt hat, ein Naturgeschehen willkürlich in bestimmter Richtung zu lenken, verdankt er sie seiner Einsicht in die Verkettung der Ursachen, die es bewirken. Die Lehre vom normalen, seine arterhaltende Leistung erfüllenden Lebensvorgang, die sogenannte Physiologie, bildet die unentbehrliche Grundlage für die Lehre von seiner Störung, für die Pathologie« (S. 44f.).

Ich muß gestehen, daß ich langsam müde werde, immer wieder darauf hinzuweisen, daß wir keine Fatalisten sind und den Menschen durchaus auch in jenen Bereichen für erziehbar halten, in denen stammesgeschichtliche Anpassungen be-

stimmte Dispositionen (Handlungsbereitschaften) vorgeben. Der Mensch kann gegen seine Natur handeln, er kann ihr Zügel anlegen, ja, er muß es in manchen Bereichen tun. In anderen wieder sollte er es sich überlegen, und immer sollte er die Frage nach der Eignung im Auge behalten. Es bedrückt mich, trotz unentwegter Bemühung um Aufklärung dieses Sachverhaltes dann doch in gummistempelhafter Wiederholung zu lesen, die Biologen würden von einer »unabänderlichen« Aggression sprechen.

b) Mißverständnisse um die explorative Aggression

Die Erziehbarkeit des Menschen haben Ethologen nie in Frage gestellt, wohl aber die Behauptung, daß Aggression ausschließlich von sozialen Modellen tradiert werde, wie das die soziale Lerntheorie der Aggression annimmt, oder daß sie rein reaktive Antwort auf Entbehrungserlebnisse (Frustrationen) sei, wie das die zweite wichtige Hypothese zur Genese des aggressiven Verhaltens, die Aggressions-Frustrations-Hypothese, behauptet. Wann immer sich einem höheren Lebewesen auf dem Weg zum Ziel Hindernisse entgegenstellen, so lautet die Aggressions-Frustrations-Hypothese, würde dies Aggressionen erwecken, die dazu dienen, das Hindernis zu überwinden. Sowohl diese Hypothese als auch die soziale Lernhypothese basieren auf experimentellen Ergebnissen, die man nicht anzuzweifeln braucht. Frustrationen lösen in der Tat Aggressionen aus, und ebenso gilt, daß ein Kind am sozialen Modell lernt. Nur ist das eben nicht alles. Wir sind überdies für solche Aggressionen durch eine Reihe von stammesgeschichtlichen Anpassungen vorbereitet. Und diese Variablen müssen wir ebenfalls in Rechnung stellen, wenn wir eine wirksame Aggressionskontrolle wünschen.

Die mangelnde Bereitschaft dazu und das nachgerade dogmatische Festhalten an lerntheoretischen Modellen führten unter



Abb. 28 Explorative Aggression: Ein kleiner !Ko-Buschmann-Junge schlägt seinen Vater spielerisch auf den Rücken und beobachtet anschließend aufmerksam dessen Reaktion. Im Hintergrund die Mutter. Photo: I. Eibl-Eibesfeldt.

anderem zu übertrieben permissiven Erziehungspraktiken, die keineswegs das erstrebte Ziel, nämlich besonders sozial angepasste, friedliche Menschen, erreichten. Man meinte, man müsse den Kindern nur alles gestatten, dann würden ihre Aggressionen unerweckt bleiben, und übersah, daß Kinder, ohne erst dazu angewiesen zu werden, aggressive Strategien benutzen, um ihren sozialen Handlungsspielraum auszutasten. Sie fordern heraus, indem sie jemandem etwas wegnehmen, ihn stupsen oder auf irgendeine Weise ärgern (Abb. 28–30). Durch diese aggressive soziale Exploration fragt das Kind an, was erlaubt und was nicht erlaubt ist. Es erkundet aktiv und erwartet auf seine Anfrage eine Antwort. Wird diese verweigert, etwa weil man meint, man dürfe einem Kind nichts verbieten, da man sonst Aggressionen erwecke, dann tritt gerade das Gegenteil des gewünschten Effekts ein: Die explorative Aggression eskaliert, denn das Kind sucht eine Antwort und geht nun einen Schritt weiter. Das Resultat extrem permissiver Erziehung sind also keineswegs besonders friedliche, aggressionsfreie Menschen.

Die explorative Aggression spielt im menschlichen Leben eine große Rolle. Wann immer Menschen in einen Entwicklungsabschnitt eintreten, in dem sie sich in eine neue Gemeinschaft einfügen, neigen sie dazu, so die Grenzen ihres Handlungsraumes auszuloten. Mit dieser Herausforderung werden zugleich auch die herrschenden Rangbeziehungen getestet; er-

Abb. 29 Herausfordern als Strategie sozialer Exploration: Zwei Trobriand-Mädchen spielen Ball. Inawaya (links) provoziert durch einen Regelverstoß einen Konflikt, indem sie den Ball festhält. Sie neckt ihre Partnerin Ilaketukwa, indem sie wiederholt so tut, als würde sie den Ball abgeben. Schließlich gibt sie ab, worauf Ilaketukwa ihrerseits die Rückgabe des Balls verweigert. Mit höchst eindrucksvoller Mimik und Gestik droht Inawaya zunächst mit Kontaktabbruch, dann bittet sie mit aufgehaltener Hand, und als dies nichts nützt, raubt sie sich den Ball. Damit geht sie zu weit. Ihre Freundin verläßt den Platz. Fünf Minuten später spielten die beiden wieder verträglich an anderer Stelle. Die Initiative dazu ging von Inawaya aus. Aus einem 16-mm-Film; Bild 1, 77, 284, 408, 645, 664, 792, 836, 942 und 1050 der mit 25 Bildern/s aufgenommenen Sequenz. Photo: I. Eibl-Eibesfeldt.



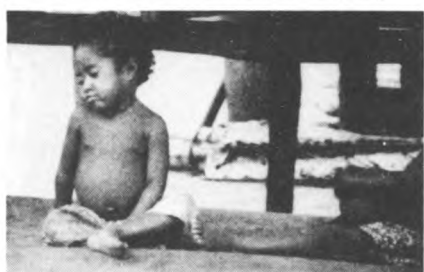
a



f



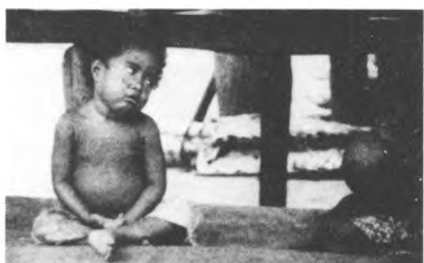
b



g



c



h



d



i



e



k

kannte Schwächen werden dabei genutzt, und das führt zu Umschichtungen. All dies ist durchaus positiv zu sehen, und man sollte keineswegs radikal alle Ansätze zur explorativen Aggression im Keime ersticken. Aber man soll die Dinge auch nicht treiben lassen, sondern rechtzeitig eine Antwort geben, denn dann genügt der feste Hinweis: »Bis hierhin und nicht weiter!« Kommt es dagegen wegen des Ausbleibens solcher Antwort zur Eskalation der aggressiven Anfrage, dann bedarf es zum Schluß schärferer Maßnahmen, um die Lage wieder in den Griff zu bekommen. Hätten z. B. die Amerikaner auf das Verbrennen ihrer Fahnen durch die Iraner gleich energisch protestiert, dann wäre es wahrscheinlich nicht zur nachfolgenden Geiselnahme der Diplomaten gekommen.

Die übertriebene Ablehnung agonaler Tugenden während der Erziehung wirkt sich auf manche Menschen negativ aus. Helmut Schulze (1975, 1977) wies darauf hin, daß bestimmte Neurotiker in ihrer Lebensgeschichte auf Unterlegenheit und Flucht konditioniert werden. Diese Personen kapitulieren vor Belastungssituationen, indem sie in Krankheiten flüchten und dabei auf infantile Verhaltensweisen regredieren. Sie ordnen sich dann geradezu sklavisch anderen Personen unter. Man kann diesen Patienten helfen, umzulernen. Schulzes Therapie baut Strategien mutiger Problembewältigung auf: Man lehrt den neurotischen Menschen, zu kämpfen: Segelfliegen und anderes dient dem Mutaufbau. Über das agonale Training wird die Selbstbehauptung und die Abgrenzung der infantil Versklavten erreicht.

c) Krieg

Die Aggression wäre für uns weniger ein Problem, würden sich aggressive Auseinandersetzungen auf Interaktionen zwischen Einzelpersonen, etwa im Disput um Rangpositionen, beschränken. Solche Auseinandersetzungen sind bei Tier und Mensch in der Regel so gesteuert, daß ein Mord am Mitmenschen zu den



Abb. 30 Spielerisch-soziales Explorieren eines Eipo-Kindes (West-Neuguinea): Ein kleines Mädchen, das auf den Schultern seiner Mutter sitzt, zeigt einem kleinen Buben, dessen Hinterkopf rechts im Bild zu sehen ist, die Zunge und beobachtet dazu die Reaktion des Buben. Sie hat das einige Male wiederholt. Aus einem 16-mm-Film. Photo: I. Eibl-Eibesfeldt.

Seltenheiten gehört. Dabei spielen auch stammesgeschichtliche Anpassungen eine große Rolle. Wir Menschen reagieren auf bestimmte Signale des Mitmenschen mitfühlend. So löst Weinen

bereits bei Neugeborenen selektiv Mitweinen aus. Für den Krieg allerdings gelten andere Regeln; er spielt sich in anderen Dimensionen ab. Alle beklagen das Leid, das er verursacht, und wohl die meisten Menschen wünschen den Frieden. Dennoch ist die Geschichte der Menschheit eine Geschichte der Kriege. Allein seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs starben mehr Menschen bei kriegerischen Auseinandersetzungen als in den ganzen Weltkriegsjahren.

Sind es biologische Programmierungen, die uns zum Kriege drängen? – Überraschenderweise nicht! Der Krieg als destruktive und strategisch geplante Gruppenaggression steckt gewiß nicht in unseren Genen. Er hat aber insofern mit unseren Genen zu tun, als er deren kulturelles Vehikel ist. Er trägt zu Eignung der Sieger bei, deren Gene sich verbreiten.

Beim Kriegführen kommen sicher eine Reihe von stammesgeschichtlichen Anpassungen zum Tragen. Kriegspropaganda nützt z. B. unsere Disposition zur Familienverteidigung. Die Gruppe wird dabei der bedrohten Familie gleichgesetzt. Das starke emotionelle Engagement ebenso wie die Neigung, sich in geschlossenen Gruppen abzusondern (In-Gruppenbildung), basieren auf stammesgeschichtlichen Anpassungen. Dieses Verhalten des Gruppenverbandes, aggressiv gegen andere Gruppen zu agieren, ist biologisches Erbe, das wir mit einigen nichtmenschlichen Primaten teilen. Wir sprachen schon von der ambivalenten Haltung dem Mitmenschen gegenüber, von der Scheu vor dem Fremden und unserer Neigung zur exklusiven Gruppenbildung, vom Zwang zur Diskrimination und unduldsamen Abgrenzung, von unserer erstaunlichen Indoktrinierbarkeit, die wiederum kulturellen Sozialtechniken Möglichkeiten der Manipulation eröffnet. Altes Erbe sind unsere Anlagen zur Territorialität, unsere raumgebundene Intoleranz. Mit anderen Worten: Die angeborenen Dispositionen zu agonalem Verhalten – Erbkoordinationen, Auslöser, angeborene Auslösemechanismen; Sollmuster, Lerndispositionen und motivierende Mechanismen – spielen auch beim Kriegführen eine Rolle. Die aggress-

sionsfördernden werden genützt, die aggressionshemmenden dagegen unterdrückt. Der Krieg aber als strategisch geplante, ins feindliche Territorium vorgetragene und mit Hilfe tödlicher Waffen auf die Vernichtung des Gegners abzielende Aggression ist ein Produkt der kulturellen Evolution.

Diese Einsicht allein hilft uns allerdings noch nicht, den Krieg abzuschaffen. Auch die unzähligen Bekenntnisse zum Frieden, verbunden mit verbaler Verurteilung des Krieges als Übel, Verbrechen oder pathologische Entartung, bringen uns nicht weiter. Im Gegenteil! Wer im Krieg eine pathologische Entartung menschlichen Verhaltens sieht, blockiert den Weg zu der wichtigen Einsicht, daß der Krieg ja Funktionen erfüllt. Genau das ist aber eine der Voraussetzungen für den Frieden: Will man Frieden, dann muß man jene Aufgaben, die der Krieg bisher erfüllte, auf unblutige Weise zu erfüllen trachten.

Darüber hinaus gilt es, die Mechanismen der kulturellen Indoktrination, die zur Kriegsbereitschaft führen, ebenso zu durchschauen wie jene Dispositionen, die uns konfliktbereit machen. Ich erinnere hier an die schon besprochene Fremdscheu (S. 109), die uns lehrt, daß wir unseren Mitmenschen nicht nur kontaktsuchend zugewandt sind, sondern sie auch fürchten. Es ist wichtig, um solche Reaktionsbereitschaften zu wissen, wenn man an einer allgemeinen Friedenssicherung und damit am Abbau konflikträchtiger Situationen interessiert ist. Bisher tut man leider so, als gäbe es solche Reaktionsbereitschaften nicht, als brauchte man den Leuten nur zu sagen: »Seid lieb zueinander« – und schon würden sie ihre Reserviertheit gegenüber anderen Mitmenschen ablegen. Die Naivität, mit der sozial motivierte und durchaus achtenswerte Politiker z. B. die Immigrantfrage behandeln, diskutierte ich bereits (S. 186). Sie wollen gewiß nur Gutes, nehmen aber nicht wahr, daß sie die Saat späterer Konflikte säen. Wir sind über Jahrmillionen programmiert, so zu handeln, daß wir in eigenen Nachkommen überleben. Alle unsere Vorfahren haben dieses Eigeninteresse auf Familien und Gruppenbasis vertreten. Sie haben sich dazu

auch von anderen abgegrenzt. Man kann nicht erwarten, daß Menschen das auf einmal nicht mehr tun und freiwillig ihr genetisches Überleben gefährden. Was wir erstreben können, ist friedliche Koexistenz und die Kooperation territorial abgesicherter Gruppen. Gegenseitige Achtung des anderen ist dafür Voraussetzung.

Die Diskussion um Krieg und Frieden wird durch die schon angesprochene Bereitschaft, die unmittelbaren Ursachen als die eigentlichen anzusehen, belastet. Im juristischen Sinne mag es zutreffen, daß derjenige am Krieg schuld ist, der ihn begann, etwa indem er ihn formell erklärte oder mit seinen Truppen in das Gebiet eines anderen Staates einfiel. Aber erst wenn wir uns bemühen, die oft weit zurückreichenden geschichtlichen Prozesse, die dahinterstehen, aufzuklären, erst wenn wir die wirtschaftlichen und sozialen Umstände zu verstehen suchen – und dazu gehört letztlich auch das Verstehen der menschlichen Natur –, erst dann können wir hoffen, über Verurteilung und Heilungsversuche am Phänomen hinauszukommen. Zum Verständnis der vielen Ursachenketten, die zu Konflikten zwischen Ethnien führen, gehört die Einsicht, daß der Krieg bestimmte Aufgaben erfüllt, wie jene der Ressourcensicherung, der territorialen Abgrenzung und der Bewahrung der Gruppenidentität, Funktionen, die auch Tiere durch ihr territoriales Verhalten erfüllen. Der Krieg ist mit anderen Worten »kulturelles Territorialverhalten«. Kriegerisch verteidigen Völker ihr Land und erobern neues.

Der Krieg hat sich leider als sehr wirksames Instrument der Eroberung und Verteidigung bewährt. Von den Besiegten blieben oft nur die Aschenlagen verbrannter Siedlungen übrig, die der Spaten der Archäologen zutage fördert. – Das heißt nicht, daß es sich beim Kriege um die einzig denkbare oder gar um die beste aller möglichen Formen territorialer Selbstbehauptung handelt. Im Gegenteil! Die kulturelle Evolution der Waffentechnik und der Strategien der Kriegsführung wurden durch die positive Rückkoppelung über den Fortpflanzungserfolg in ei-

nem sich selbst verstärkenden Kreislauf so gefördert, daß wir uns nunmehr selbst bedrohen. Ob die Selektion dabei auch biologische Unterschiede in der Angriffsbereitschaft, also von ihrer angeborenen Konstitution her aggressivere Populationen ausgelesen hat, ist umstritten, doch nicht ganz unwahrscheinlich. Sicher aber hat die kulturelle Evolution insbesondere der Waffentechnik mittlerweile einen Entwicklungsstand erreicht, der es zweifelhaft erscheinen läßt, daß aus künftigen Konflikten einer als Sieger hervorgeht. Darüber hinaus haben wir durch die vielen Kontakte mit anderen Menschen ein lebendigeres humanitäres Bewußtsein entwickelt. Es wird schwerer, uns einzureden, daß andere keine Menschen seien.

Vernunft und Gefühl drängen uns, nach Wegen zu suchen, den Krieg abzulösen und seine Funktionen auf andere, unblutige Weise zu erfüllen. Das setzt Konventionen voraus, wie solche, die den verschiedenen Ethnien die weitere, sichere Existenz innerhalb ihrer angestammten Grenzen garantieren. Was wir jedoch erleben, sind Bekenntnisse zum Frieden. Sie sind ein wichtiger Beginn, aber nicht viel mehr. Auch die gegenwärtig laufenden und mit so viel Hoffnung verfolgten Abrüstungsverhandlungen zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion dienen noch nicht der Problemlösung; vielmehr geht es hier darum, den Krieg so zu zähmen, daß man sich an ihm nicht allzusehr die Finger verbrennt. Bleibt es dabei, dann wird der Krieg wieder ein Mittel der Diplomatie, weil es wieder Sieger geben kann. Die Gefahr eines globalen Holocaust wird durch den Raketenabbau zwar gemindert, die Wahrscheinlichkeit konventioneller Konflikte dagegen erheblich erhöht, wenn man nicht rechtzeitig daran geht, die Konfliktursachen zu bekämpfen. Versäumt man dies, dann würde man nur neue Regeln für das alte Match entwickeln.

Die meisten Friedenssucher gehen ebenfalls am Kern des Problems vorbei. Sie bekennen sich zum Frieden, verdammen den Krieg, verurteilen die Kriegstreiber, schreiben Resolutionen, demonstrieren, bilden Menschenketten und meinen, damit

sei es getan. Ich will die Bedeutung dieser verbalen und ritualistischen Übungen keineswegs unterschätzen. Sie formen die öffentliche Meinung und üben auf die Politiker einen gewissen Druck aus. Aber Bekennterum allein reicht nicht aus, und es schadet sogar dem Frieden, wenn die Bekenner von der einzigen ihnen vorschwebenden Lösungsmöglichkeit so überzeugt sind, daß ihnen die Bereitschaft abgeht, andere Möglichkeiten zu diskutieren. Die so heftig geführte Auseinandersetzung über Südafrika ist dafür ein Beispiel.

*d) Föderation oder Fremdherrschaft:
Reflexionen über Namibia und Südafrika*

Wir Menschen sind durchaus bereit, uns in ein Rangsystem einzufügen. Wir streben nach hohen Rangpositionen, anerkennen aber auch Führungspersönlichkeiten, die uns überlegen sind (S. 160). Diese Anerkennung zollen wir allerdings nur den der eigenen Gruppe (Ethnie) entwachsenden Führungspersönlichkeiten. Erringt eine fremde Ethnie Dominanz, dann akzeptieren wir das in der Regel nicht. Wir erleben die Dominanz als Fremdherrschaft und lehnen sie ab. Die Geschichte ist so voll von Zeugnissen dafür, daß es sich wohl erübrigt, Beispiele anzuführen. Wir brauchen nur an die Basken, Slowenen oder Südtiroler in unserer unmittelbaren Umgebung zu denken. Eine Harmonisierung der Beziehungen kann in solchen Fällen auf die Dauer nur dann erreicht werden, wenn den verschiedenen territorial gebundenen Ethnien das Recht auf Selbstverwaltung zugestanden wird und die gemeinsamen Interessen des Staates auf einer föderativen Basis vertreten werden, so wie das in der Schweiz gehandhabt wird. Erstaunlicherweise sträuben sich viele Politiker und Meinungsbildner gegen eine solche Lösung.

Die für Nationalstaaten passable demokratische Leitvorstellung, eine gewählte Majorität müsse dominieren, blockiert

die Überlegung, ob nicht für Vielvölkerstaaten eine föderative Lösung, die den verschiedenen Ethnien gleiches Stimmgewicht zugestände, die bessere Lösung sein könnte. Für Namibia scheint mir aus Kenntnis der Verhältnisse eine solche Lösung vielversprechender. In diesem Lande haben die verschiedenen Volksgruppen, die Hereros, Damaras, Buschleute, Hottentotten, Ovambos und andere, ihre eigene Volksvertretung und auch ihre eigenen Gebiete – eine Annäherung an das Schweizer Modell. Es erschreckt mich, wenn ich in unserer Presse in erster Linie Berichte finde, die für eine Majorisierung durch die SWAPO eintreten, die nur die Volksgruppe der Ovambos vertritt. Würde man dem folgen, dann würde man den Ovambos die Herrschaft über das Land geben; die Folgen wären, nach allem, was sich bisher in Afrika ereignete, voraussehbar. Es würde sich auch hier ein totalitäres Regime auf Stammesbasis etablieren, das rücksichtslos gegen Minoritäten vorgeht, so wie es sich bisher in sehr vielen selbständig gewordenen afrikanischen Staaten abspielte. Man will es nicht wahrhaben und wirbt weiter für die fäusteschwingenden Krieger der SWAPO, denn diese kämpfen angeblich für die Freiheit und damit, wie gehabt, wieder einmal den gerechten Krieg.

Man nimmt nicht zur Kenntnis, was sich in anderen Ländern Afrikas abspielte, und informiert sich auch nicht über die SWAPO. Die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte in Frankfurt (Main) publizierte einen ausführlichen Bericht über deren Gewalttaten, wie die Verschleppung von namibischen Kindern und Erwachsenen, die in Guerilla-Lagern umerzogen werden. Mitte Mai 1987 wurde Sam Nujoma, der Führer der südwestafrikanischen Untergrundorganisation SWAPO, ins Europäische Parlament nach Straßburg eingeladen, um an der Sitzung der »Westeuropäischen Parlamentarier-Gesellschaft für Aktionen gegen die Apartheid« teilzunehmen. Einige namibische Mütter, die seit Jahren vergeblich Nujoma nach dem Verbleib ihrer Kinder gefragt hatten, waren ebenfalls nach Straßburg gekommen. Sie erkundigten sich bei ihm nach dem Schick-

sal ihrer Kinder. Bereits nach wenigen Worten geriet der SWAPO-Chef aus der Fassung, und mit dem Ruf »Ich werde euch töten« ohrfeigte er eine der Frauen. Ich habe nicht gehört, daß auf dem Evangelischen Kirchentag im Juni 1987 dergleichen zur Sprache kam. Nujoma bleibt für viele Friedenskämpfer weiterhin die Symbolfigur des Freiheitshelden, und die SWAPO-Terroristen sind nach demokratischer Sprachregelung »Freiheitskämpfer«.

Auch für die Republik Südafrika schiene mir eine föderative Lösung nach dem Vorbild Namibias ein durchaus diskutierenswürdiges Modell. Der Versuch, die Zukunft der verschiedenen Ethnien in eigenen »Homelands« abzusichern, kann nicht pauschal abgelehnt werden, ist er doch ein erster Schritt in Richtung auf eine solche Lösung. Man muß im einzelnen darüber diskutieren, ob die den Volksgruppen überlassenen Landflächen ausreichen, um eine wirtschaftliche und kulturelle Autonomie zu garantieren – besser als die Indianerreservate in den USA sind sie allemal.

Über das neu eingerichtete Homeland Ndebele, das ich auch aus eigener Anschauung kennenlernte und das mich sehr positiv beeindruckte, berichtete das »National Geographic Magazine« durchaus Gutes (Jeffrey 1986). Es ist bezeichnend, daß Leser sich in Briefen sogleich ereiferten, wie man überhaupt Positives an einem solchen Homeland finden könne. Freiheit wird, wie wir ausführten, immer als Freiheit von Dominanz erlebt. Sie muß durch die Souveränität der Ethnien garantiert werden. Nicht daß es darüber zu einer Umkehrung der Verhältnisse, zur Dominanz von Minoritäten über Majoritäten kommen sollte. Jeder sollte seine eigenen Angelegenheiten selbst regeln dürfen. Bevormundung wird immer als unerträglich empfunden werden, selbst die gutgemeinte Bevormundung von Menschheitsbeglückern. Statt Südafrika in seiner schwierigen Situation beratend beizustehen, übt man einen Druck aus, der nur zur Katastrophe führen kann.

Zum Zeitpunkt der Niederschrift dieses Kapitels (1987) tagte

gerade die Deutsche Evangelische Kirche in Frankfurt (Main). Unter dem Beifall der Zuhörer versicherte der Präsident des Südafrikanischen Kirchenbundes, Allan Boesak, das neue Jerusalem sei keine Fata Morgana aus dem Jenseits, es werde vielmehr aus der Asche alles dessen entstehen, was heute Pretoria heißt (nach der »Süddeutschen Zeitung« vom 22. 6. 1987). Haben die Claqueure überhaupt eine Ahnung, was sie da beklatschen? Wie kann man ernsthaft Partei für jene ergreifen, von denen man liest, daß sie ihren Gegnern Autoreifen um den Hals legen, diese mit Benzin übergießen und anzünden! Frau Mandela, die Pressemeldungen zufolge öffentlich solche Verbrechen befürwortet, wird von vielen westlichen Touristenpolitikern hofiert.

Einseitige Parteinahme und Aggressionen gegen ausgewählte Gruppen, die man in polarisierender Weise verteufelt, helfen dem Frieden nicht. Sie sind allerdings Ausdruck einer höchst fatalen europäischen Eigenschaft alter Tradition, nämlich des »Sendungsbewußtseins«. Vermutlich war bereits Alexander der Große von seiner Mission im Osten überzeugt. Das Sendungsbewußtsein führte zu den Kreuzzügen, zur Bekehrung der Heiden in aller Welt mit Bibel, Feuer und Schwert, und es fand in der Neuzeit seinen Ausdruck in Gleichheits- und Befreiungs-ideologien.

e) Kritische Offenheit: Vorbedingung für den Frieden

Die fatale Neigung, aus der Sehnsucht ein Axiom zu machen, bewirkt, daß echte humanitäre Anliegen pervertiert werden. Im Geisteszustand der Überzeugung verschließt sich der Mensch anderen Ideen und Gedanken. Wenn man sich oft genug etwas einredet, dann glaubt man zuletzt auch daran, selbst wenn man zunächst skeptisch war. »Predige den Glauben, bis du ihn hast, und dann wirst du predigen, weil du ihn hast!« lautete die Anweisung, die der Begründer des Methodismus, John Wesley, in einer Phase des Zweifels von seinem Ratgeber Peter Böhler

erhielt (Schneider 1986, S. 235). Wer sich das gleiche oft genug vorsagt, glaubt es zuletzt. Wer das gleiche Buch oft genug liest, baut in seinem Hirn Strukturen auf, die sein Denken festlegen. Es entsteht die subjektive Wirklichkeit der Überzeugung. Solche aufzubauen ist das erklärte Ziel jeder Propaganda. Man kann sich aber auch selbst indoktrinieren. Das muß nicht nur negative Folgen haben. Wolf Schneider meint dazu: »Utopische Sätze, wie ›Liebet eure Feinde«, haben es im Wege millionenfacher Wiederholung dahin gebracht, daß Feinde, wenn schon nicht geliebt, so doch in ihrer Menschenwürde geachtet werden« (S. 235). Das Bedenkliche ist nur, daß auch das Böse auf diese Weise internalisiert werden kann, man denke an den bis zum Massenwahn gesteigerten Antisemitismus des Nationalsozialismus oder den Hexenwahn des Mittelalters.

Nichts ist daher gefährlicher als das unkritische Nachplappern von Parolen, vor allem wenn dadurch Feindbilder geschaffen werden. Die von Karl Popper propagierte offene Gesellschaft setzt offene Hirne voraus; Köpfe, die bereit sind, andere anzuhören, deren Argumente abzuwägen und notfalls die eigene Meinung zu revidieren, was, wie wir schon ausführten, auch deshalb schwer ist, weil wir um unsere aus einer Weltanschauung gewordene Sicherheit fürchten.

Die Offenheit muß aber eine kritische sein, sonst kommt es nicht zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung. Grundsätzliche Bereitschaft, auch eine gegnerische Meinung zu verstehen, ist eine weitere Voraussetzung. Das wiederum wird nur erreicht, wenn wir aufhören, unsere Gegner zu verteufeln. Nicht, daß wir keinen eigenen Standpunkt vertreten sollten, nicht, daß wir nicht anderer Meinung sein sollten, aber wenn wir Frieden in dieser Welt erstreben, dann sollten wir bereit sein, eine Vielfalt von Ansichten zu akzeptieren. Wer aus einem Sendungsbewußtsein heraus handelt, läuft Gefahr, sich aus Überheblichkeit den Argumenten der anderen zu verschließen.

Wir können grundsätzlich davon ausgehen, daß die Menschen für ihre Gruppe das Beste wollen. Das heißt nicht, daß sie dies

auch für ihre Nachbarn wünschen. Im Gegenteil! Abgrenzung ist die Regel und Feindschaft keineswegs selten. Dennoch ist die Gruppenloyalität eine Anlage, auf der wir aufbauen können. Wir sprachen schon davon, daß der Mensch in der Lage ist, sich mit Menschen zu identifizieren, die er nicht kennt. Wir sind allerdings sicher überfordert, wollten wir alle Menschen gleichermaßen lieben. Indessen haben wir, wie Hans Hass (1981) es ausdrückte, »allen Grund zu einer kameradschaftlichen Gesinnung. Denn sozusagen alles, was unser ›Menschsein‹ ausmacht, verdanken wir einer anonymen Vielfalt anderer Menschen, die vor uns lebten und deren Leistungsergebnisse uns gleichsam als Geschenk übermacht sind« (S. 198).

Als Leitidee spielt der Verbrüderungsgedanke heute eine große Rolle. Über die zu seiner Verwirklichung einzuschlagenden Wege streiten sich die Geister, und manche unterliegen der Verblendung eines Sendungsbewußtseins und schädigen damit eben jene Idee, der sie sich verschrieben haben. So, wenn sie über die zwangsweise Einebnung aller Unterschiede und über Ideologien eine weltumspannende Gleichheit erzwingen wollen. Sollte es einer Ideologie je gelingen, diesen Zustand herbeizuführen, dann würde es wohl nicht lange dauern, bis Menschen sich erneut in kleineren Gemeinschaften zusammenfinden und neue Differenzierungen sich anbahnen würden – es sei denn, die Tyrannis eines repressiven Systems wüßte solche Entwicklungstendenzen andauernd gewaltsam zu unterbinden. Eine derartige Utopie ist im Grunde anti-evolutionär, denn das Leben strebt nach Differenzierung und Vielfalt. Offene Gesellschaft heißt nicht Verzicht auf Abgrenzung. Wer hierfür plädiert, verkennt den Wert der Vielfalt.

Weitere wichtige psychologische Voraussetzungen für den Frieden sind die Beseitigung von Angst, Mißtrauen und Not. Wir haben bereits darüber gesprochen, wollen diesen Punkt aber noch einmal ausdrücklich betonen. Erst wenn Vertrauen hergestellt ist, kann man Verträge von Dauer schließen. Erst dann wird auch eine wesentliche Ursache der Angst aus der Welt

geschafft sein. Der Aufbau von Vertrauensbeziehungen muß schrittweise erfolgen, und zwar wechselseitig. Naives Vertrauen kann tödlich sein.

Zu diesen Vorbedingungen für den Frieden kommen noch eine Reihe ökonomisch-ökologischer Überlegungen. Die Harmonie des Zusammenlebens in einem Verband freier Völker wird sicher gestört, wenn eine Gruppe die Umwelt so belastet, daß der Effekt über die Landesgrenzen hinaus spürbar wird, etwa indem allgemeine Lebensgüter wie Luft oder Wasser verschmutzt und vergiftet werden, oder wenn eine Gruppe ihr Land durch unkontrollierte Bevölkerungsvermehrung in eine Wüste verwandelt. Armut und Not sind weitere Faktoren der Unruhe.

f) Helfen und Dominanz

Die westlichen Industrienationen handeln daher durchaus vernünftig, wenn sie Ländern der Dritten Welt bei ihrer Entwicklung helfen. Die Grundidee stimmt, an der Ausführung mangelt es. Hier wird man aus Fehlern lernen müssen. Auch sollte der Helfende darauf achten, daß er sich nicht selbst durch seinen Altruismus schädigt, sonst ist er eines Tages nicht mehr in der Lage, Hilfe zu leisten. Bei jeder Hilfeleistung ist schließlich ein ethologisch äußerst wichtiger Gesichtspunkt zu bedenken: Alles Geben ist auf Reziprozität angelegt, wenn es freundlich sein und ein Band knüpfen und festigen soll. Es handelt sich um die universale Regel einer elementaren Interaktionsstrategie, die verhindert, daß Dominanzbeziehungen entstehen (Eibl-Eibesfeldt 1984). Wer ein Geschenk empfängt, verspürt das Bedürfnis, durch eine Gegengabe auszugleichen. Kann er das nicht, dann fühlt er sich in der Schuld. Gaben, die man erwidern kann, stimmen freundlich, nicht so dagegen jene, für die man sich nicht revanchieren kann. Schenken kann damit zum aggressiven Akt werden (S. 100). Man kann sogar mit Gaben kämpfen: Beim

Potlatsch der Kwakiutl-Indianer an der Westküste Kanadas überboten sich Häuptlinge bei gegenseitigen Einladungen darin, die Gäste durch Geschenke zu beschämen. Bei der Gegeneinladung mußten dann die Gäste ihrerseits versuchen, ihren Vorgänger zu übertrumpfen. Konnten sie das nicht, dann hatten sie im Ansehen verloren.

Jene, die geben, sind daher keineswegs immer beliebt. Beschenke, die sich keine Gegengabe leisten können, interpretieren die Intention des Spenders oft als unfreundlichen Akt, etwa indem sie sagen: »Ihr gebt ja ohnedies nur, um uns wirtschaftlich abhängig zu machen.« Oder sie weisen darauf hin, daß sie ein Anrecht auf die Hilfe hätten, da sie früher einmal von den Vätern der Hilfeleistenden ausgeplündert worden seien. Weiß man um diese Zusammenhänge nicht Bescheid, dann wird unter Umständen eine Erwartungshaltung enttäuscht. Vielleicht sollte man darüber nachdenken, wie man auch im Rahmen der Entwicklungshilfe psychologisch eine Situation der Gegenseitigkeit schaffen könnte, damit aus der Gabe ein bindendes Geschenk und nicht eine Kampfansage wird.

Grundsätzlich müssen wir uns darüber im klaren sein, daß die Etikette des zwischenmenschlichen Umgangs auch für den zwischenethnischen Umgang gilt. Ob man Aggressionen abblocken will, jemanden beleidigen, herausfordern oder freundlich stimmen will: Die Regeln der elementaren Interaktionsstrategien gelten auch für den zwischenethnischen und internationalen Verkehr. Man ist dort gleich sensibel gegen Dominanzbestrebungen anderer und gleich empfänglich für Freundlichkeiten. Freundlichkeiten sind hier wie dort Öl im sozialen Getriebe, und auch für das gedeihliche Zusammenleben von Völkern sind Takt und freundliche Umgangsformen eine Vorbedingung. Durch sie erweist man Achtung.

g) Emotionelle Blockaden auf dem Weg zum Frieden

Zwei Hindernisse auf dem Weg zum Frieden möchte ich hier noch gesondert besprechen: das emotionell begründete Bedürfnis nach Vergeltung und das Streben der Sieger, den eroberten Dominanzstatus zu zementieren. Es handelt sich keineswegs um die einzigen Friedenshemmnisse – wir erwähnten bereits Mißtrauen, Angst sowie wirtschaftliche und weltanschauliche Gründe; mir scheint jedoch, als würde in den Friedensdiskussionen die Bedeutung dieser beiden Faktoren nicht klar genug erkannt.

Das Prinzip der Vergeltung ist alt. Es basiert auf der Regel der Gegenseitigkeit (Reziprozität, S. 100), die auch unsere freundlichen mitmenschlichen Beziehungen, wie den Geschenktausch, regelt. Als »Lex talionis« bestimmt es auch die Beziehungen zum Feind. Zwar lösen sich die zivilisierten Nationen zunehmend von diesem Prinzip, wir haben es jedoch noch lange nicht überwunden (der Bomberkrieg im Zweiten Weltkrieg eskalierte in sich gegenseitig aufschaukelnder Vergeltung). Bei vielen Naturvölkern gilt, daß man für einen Getöteten der eigenen Gruppe gleich mehrere Gegner töten muß, ehe man Frieden machen kann. Das haben wir gottlob überwunden, aber eben nicht vollständig. – Die Regel, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, befolgen bereits eine Reihe von niederen Wirbeltieren. Unter normalerweise turnierartig kämpfenden Buntbarschen und Echsen wird dem Beschädigungskämpfer mit gleicher Münze vergolten. Das und die Universalität der Regel ebenso wie ihre frühe Beachtung bei Kindern legen die Annahme nahe, daß es sich hier um ein archaisches Erbe handelt. Das Prinzip Vergeltung ist also wohl tief in uns verwurzelt.

Dennoch gelang es der Ethik des Christentums, humanisierend zu wirken und das irdische Vergeltungsdenken im Laufe der Jahrhunderte abzuschwächen. Das geschah bei gleichzeitiger Förderung einer anderen ethologisch bemerkenswerten Disposition, nämlich der Fähigkeit des Menschen, Schuld zu erken-

nen und schuldhaftes Verhalten zu bereuen. Regelverstöße führen zu schlechtem Gewissen (S. 81) und einerseits zur Bereitschaft, eine gerechte Strafe zu akzeptieren, andererseits zur Reue, einer besonderen Form der Trauer. Es liegt nun in der Natur des Menschen als Gruppenwesen, daß er in Identifikation für die Taten anderer Mitglieder seiner Nation nicht nur Mitstolz empfinden, sondern sich ebenso für deren Untaten schämen kann. Scham, Reue und Trauer werden dann auch von jenen Mitgliedern einer Gemeinschaft empfunden, die nicht aktiv als Täter schuldig wurden. Es liegt allerdings im Wesen der Trauer, daß dieser Zustand der Depression nicht über ein Menschenleben beibehalten werden kann. Wer aus der Trauer nicht herausfindet, der bedarf psychiatrischer Hilfe. Ich hebe diesen Punkt hervor, weil Margarete und Alexander Mitscherlich (1967) ihren Landsleuten pauschal die »Unfähigkeit zu trauern« vorwerfen. Hier gilt es einiges zu berichtigen.

Zunächst einmal ist mir auch nach nochmaliger Lektüre dieses bis heute vielzitierten Buches nicht klargeworden, welche empirischen Daten ihrer Behauptung zugrunde liegen. Fast habe ich den Verdacht, daß sich der Erfolg des Buches auf den Titel stützt, der es jenen, die ihn zitieren, erlaubt, sich mit Entrüstung von allen anderen zu distanzieren, die angeblich nicht trauern. Ich könnte hier nun meine subjektiven Eindrücke über die Nachkriegszeit folgen lassen, aber damit wäre wohl wenig geholfen: Aussage würde gegen Aussage stehen. Es gibt jedoch objektive Kriterien dafür, daß die Deutschen und Österreicher nach Aufdeckung der von ihren Landsleuten im Krieg begangenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit mit Scham und Trauer reagierten. Ein Indiz ist die Tatsache, daß sie die Kriegsfolgen im wesentlichen akzeptierten, wie ein Strafgericht Gottes, auch die Vertreibung von über 16 Millionen Deutschen nach der Kapitulation, bei der Millionen von Frauen und Kindern ihr Leben ließen. Die Vertriebenen stellen einen großen Teil der westdeutschen Bevölkerung – wären die Deutschen wirklich so dickfellig und ungerührt, wie es das Buch behauptet, dann würde ihr

Ressentiment rechtsradikale Parteien stärken. Tatsache ist aber, daß es keine rechtsradikale Partei je schaffte, sich dauerhaft im Parlament in Bonn festzusetzen; daß die Deutschen sich voll Europa zuwandten; daß sie Schwierigkeiten haben, sich mit ihrer Geschichte zu identifizieren; daß sie bis heute in den Medien ihre Schuld bekennen und alles nur Mögliche tun, um wiedergutzumachen, wohl wissend, daß Blutschuld nie durch Zahlungen getilgt werden kann.

Natürlich wollten auch die Deutschen der Kriegsgeneration weiterleben. Dazu mußten sie ihre Zerknirschung überwinden. Die meisten Menschen – ich spreche hier nicht von Kriegsverbrechern – sind im Grunde anständig oder wollen es zumindest sein. Sie haben ein ausgeprägtes Ehrgefühl, ein Bedürfnis nach Ansehen (S. 99, 160). In Schande kann niemand auf die Dauer leben. So folgte auf die Phase der Zerknirschung eine Phase, in der die Gedanken an die furchtbaren Ereignisse verdrängt wurden. Das ist eine Art Flucht. Wir verdrängen auch im Alltag viel zu unserem Selbstschutz. Daß wir Träume vergessen, erklärte Sigmund Freud mit der Notwendigkeit, unser Selbstwertgefühl zu erhalten, denn im Traum geschähe vieles, was ein Mensch nicht mit seinen bewußten Werthaltungen vereinbaren könne. Daran ist viel Wahres, handeln wir doch im Traum sicher weit weniger von Konventionen gebremst und leben so vielleicht auch gewisse animalische Seiten unseres Selbst aus, Wünsche und Begierden, die wir nicht wahrhaben wollen.

Das Verdrängen darf in dem speziellen Fall, von dem ich rede, aber nicht so weit gehen, daß wir vergessen, was geschah, denn wir müssen aus der Geschichte lernen. Doch jene, die nicht schuldig wurden, dürfen ihre Trauer auch einmal überwinden. Von einem Volk, das sich versündigte, zu fordern, es solle über Generationen in Zerknirschung verharren, ist unmenschlich und unvernünftig. Kollektivschuld kann es, wenn überhaupt, nur für die schuldhaft gewordene Generation geben. Versucht man sie über Generationen zu tradieren, dann schafft man eine gefährliche Situation, weil irgendwann Gegenreaktionen wach-

gerufen werden, die unsere liberale Demokratie gefährden könnten.

Wir sind gegenwärtig Zeugen einer lebhaften Auseinandersetzung um die Bewältigung der Vergangenheit, in der auch der Versuch deutlich wird, über die Aufrechterhaltung von Schuldgefühlen eine Dominanzposition über die Nachkommen der schuldig Gewordenen zu zementieren. Motive dafür sind die Angst der Opfer, sie könnten wieder Opfer werden, und der Wunsch der Sieger, die Oberhand zu behalten. Aber Dominanz ist keine gute Absicherung für einen dauerhaften Frieden, dazu ist der menschliche Freiheitsdrang zu groß. Partnerschaft gedeiht nur bei gegenseitiger Anerkennung.